Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

245 (21.10.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Frau Pons

Von Ernst Zahn.

Das Dorf steht wie viele dazuland hoch auf einer Bergrippe. Ein Wald uralter düsterer Tannen hält seinen dunklen Schirm darüber und verwehrt den meisten Häusern den Ausblick zu den grauen Felskuppen der Berge, die wie jahrhundertalte Giebelstädte mit Wall und Turm wehrhaft zum Himmel ragen. Hoch über der Ortschaft liegt eine grüne Mulde, das einzige nicht abfallende Land weit und breit, in ihr ein Seelein, still und tief mit scharfer Spiegelung. In diesem Wasser betrachten sich die ragenden Girfel und reichen mit ihren mächtigen Zacken nicht bis an seinen Grund. Wenn der helle Abend zur Neige geht und die Berge glühen, brennt auch der See wie der Krater eines Vulkans.

Der Frühling umstickt den See von Alto mit Blumen, mit Alpenrosen am Waldrand, besonders aber mit den blauen, kleinen, leuchtenden Sternen der Gentianen, denn der Grund ist feucht.

Das Dorf selbst ist ein unschöner Häuserhaufen. Mit ladenlosen, kleinen trüben Fenstern schauen die wetterbraunen Hütten über die steile Halde in das lange Hauptal nieder, durch das, von den Gletschern der Landscheide kommend, der wilde Strom nach Süden braust. Zwischen den Hütten hat die Neuzeit ein paar Steinbauten gestellt, die Kirche, aus den Erträgnissen einer Lotterie bezahlt, mauerumgeben, häßlich in ihrer Neuheit mit wenigen Grabkreuzen zwischen Mauern und Gotteshaus. Sterben ist eine wenig benutzte Gelegenheit in Alto.

Aus Stein ist auch das Schulhaus gebaut. Aber das ansehnlichste Gebäude, das sich in Alto breitmacht und aussieht, als habe man es aus irgendeiner Stadt heraufgeschafft, ist das des Josef Pons, des Bauunternehmers. Er selbst wohnt längst nicht mehr darin, gehört zu den wenigen, die sich hinter die Kirchhofsmauer gelegt haben. Aber er hat das Haus mit seiner Loggia, seinem dunkelroten Ziegeldach, seinem kellertürähnlichen Eingangstor, dem steinplattenbedeckten, hochgewölbten Flur und den mächtigen leeren Stuben aus dem vielen Gelde gebaut, das er sich drüben in Amerika erworben. In dem hohlen, hallenden Hause wohnt nur noch die Nona, Maria Pons, die Witwe des Josef, mit ihrer Magd, der Luisa.

In einer Stube des Erdgeschosses haust sie. Die oberen Räume hat sie seit langer Zeit nicht mehr betreten. Nur die Magd geht noch über Treppen und Flure; denn sie wohnt unterm Dach, und zur Regenzeit hängt sie die Wäsche auf den saallangen Estrich.

Die Nona war einst auch nur ein Bauernweib. Aber die Fremde, das Geld und das Alter haben eine andere aus ihr gemacht. Wenn sie zur Kirche geht, in schwarzem Kleid, das schwarze Spitzentuch über den grauen Kopf gelegt, sieht sie beinahe aus wie eine Dame. Zu Lebzeiten ihres Mannes hatte sie nichts zu sagen gehabt, hatte still und klug sich neben ihm durchgeschwiegen. Als aber der, der ihr mehr Meister als Mann gewesen, gestorben, und sie in den Besitz seines Gutes gekommen war, hatten sich in ihr plötzlich ein eigenes Wissen und ein eigener Wille entwickelt. Vielleicht hatte die Tatsache, daß sie ihr Leben lang an ihrem Mann das Beispiel der Eigenmächtigkeit vor Augen gehabt, auch auf sie abgefärbt. Als sie die Erbschaft antrat, sah sie die ihr zugefallenen Papiere durch, ordnete sie und übernahm die Verwaltung. Niemanden rief sie dazu. Niemand störte sie dabei. Josef Pons, der Jüngere, ihr einziger Sohn, war seit mehr als einem Jahre ebenfalls weit über See, wie der Vater über See gewesen war, und Lamberta, die Schwiegertochter, von armer Herkunft, hatte, wie alle Leute, einen viel zu großen Respekt vor ihr, als daß sie sich irgendwie in ihre Geschäfte gemischt hätte. — Eine kleine Welt nur umgab noch Frau Pons. Aber ihre Blicke gingen noch weit in die große Welt. Dabei vergaß sie, wie kahl ihre Stube und wie verloren sie selbst in ihr war. Von der Stube war eigentlich nur eine Ecke eingerichtet. Ein Tisch, ein paar Rohrstühle, ihr alter Polsterlehnstuhl und ein Nähtisch, auf den das Licht eines der Fenster fiel, machten diese Einrichtung aus. Der Lehnstuhl war ihre Heimat. Den Rücken an die Lehne gepreßt, den Kopf mit dem weißen, dichten Haar vorgeneigt, die hageren Hände im Schoß und den Blick ins Leere gerichtet, saß sie da. Fast hexenhaft sah sie aus. Vielleicht kam es vom Glimmen der Augen, die gleich Kohlen unter scharfen, schwarzen Brauen hervorbrannten.

Im Winter mußte der Eisenofen, der unweit der Tür stand, glühen, um die mächtige Stube zu wärmen. Dann wickelte Frau Maria Pons die schmächtige Gestalt in ein schwarzes Wolltuch.

Aber es fiel ihr nicht ein, diese Stube gegen einen der vielen kleineren Räume im oberen Stock zu tauschen, die leichter zu heizen gewesen wären. Hier unten hatte sie mit ihrem Mann gehaust, wenn er da war; auf ihn gewartet, wenn er über See war und sie einmal nicht mitgenommen hatte. Hier unten war sie daheim. Eine Maus schlüpfte manchmal aus einem Loch und spielte über den Boden. Frau Pons achtete dessen kaum oder empfand es als selbstverständlich. Ihre Gedanken suchten die Ferne, Amerika, wo schon Josef, der Aeltere, mehr als neun Zehntel seines Lebens verbracht. Jetzt suchte sie Josef, den Sohn. Er schrieb nicht heim. Doch das hatte auch der Vater nicht getan. Eines Tages war dieser doch wieder zurückgekommen. Eines Tages würde auch der Sohn wieder da sein. Und Peter, den Enkel, auf den Arm nehmen. Zwischen Sohn und Enkel lag alles, was für Frau Maria noch Wert hatte. Lamberta, die Schwiegertochter, gehörte nicht dazu.

Auf der schönen, klugen Stirn der alten Frau erschien eine Falte, wenn sie an Lamberta Pons dachte. Nicht, daß sie mit ihr eigentlich in Feindschaft lebte! Das wäre schon des geliebten Enkels wegen unmöglich gewesen. Auch hing ja Josef, der Sohn, sehr an seiner Frau; zu sehr, so schien ihr, war doch Lamberta ein Nichts und Nirgendher. Aber mit Lamberta hatte es noch eine besondere Bewandtnis. Sie, Frau Maria, traute ihr nicht recht über den Weg. So sehr sie selbst an dem halbverschollenen Sohne hing, so wenig glaubte sie, daß Lamberta sich groß in Heimweh um ihn verzehre. Ebensowenig glaubte sie ihr die Liebe zu ihr selbst ganz, die sie ihr beflissen zu zeigen pflegte. Man hatte sich im Dorf gewundert, daß sie Tochter und Enkel nicht längst zu sich genommen, sondern sie in der armseligen Hütte am Dorfende weiter wohnen ließ. Aber sie hatte selbst lange Kummerbrot gegessen. Das erzog einen zur Bescheidenheit. Und darum fand sie es auch am Platze, daß die Tochter es auch nicht besser habe. Daneben — warum sollte sie sich noch näher in dieses ihr selbst nicht recht erklärliche Mißtrauen hineinbegeben? Zudem hatte Lamberta, was ihr vermöge ihres Mannes Stellung zustand. Josef Pons war ja nur ein Erdarbeiter, wie es sein Vater in seiner Jugend gewesen. Während dieser es aber weit gebracht, war man beim Sohn eines Emporkommens weniger sicher!

So spann Frau Pons ihre Gedanken, spann sie tage- und wochenlang, das Jahr hindurch, unterbrach sie, um über ihrem Haushaltungsbuche zu sitzen und zu rechnen, oder um Sor Alfredo, den Pfarrer zu empfangen, oder mit Luisa, der Magd, zu beraten.

(Westermanns Monatshefte beginnen ihren Jubiläumsjahrgang (Septemberheft) mit der neuesten Schöpfung „Pietro-Angelina" des großen schweizer Erzählers Ernst Zahn. Mit Erlaubnis des Verlags bringen wir den obigen spannenden Abschnitt aus diesem wertvollen Roman. Wir weisen bei dieser Gelegenheit unsere Leser auf den Jubiläumsjahrgang von Westermanns Monatsheften hin und empfehlen ihnen den Bezug.)

Skandal um Dymows „Schatten über Harlem"

Aus Stuttgart wird uns geschrieben: Das Württembergische Landestheater brachte die zweiaktige Negerkomödie „Schatten über Harlem" zur Uraufführung, die Ossip Dymow verfaßt und zu der Béla Reinitz die Musik geschrieben hat. Die Aufführung hat nicht nur bei dem Publikum im Haus leidenschaftliche Meinungskämpfe für und wider entfesselt, die in solcher Heftigkeit sich hier noch niemals abgespielt haben; auch außerhalb des Hauses setzte sich der Skandal in den erregtesten Formen fort. Das Publikum wurde beim Verlassen des Hauses mit Pfeifen, Pfuirufen und anderen beleidigenden Aeußerungen von Scharen junger Hakenkreuzler empfangen, die sich schon lange vorher rund um das Theater herum angesammelt hatten, sodaß die Polizei Mühe hatte, sie in Schach zu halten und den Theaterbesuchern wenigstens den Ausgang nach der Bahnhofseite hin freizuhalten. Da diese Demonstranten der Vorstellung gar nicht beigewohnt hatten, und das bisher noch nicht im Druck erschienene Stück auch nicht auf andere Weise kennen gelernt haben konnten, so ergibt sich daraus, daß es sich um einen organisierten Versuch handelt, die künstlerische Entschlußfreiheit der Leitung des Landestheaters durch das Mittel brutalen Terrors einzuschränken und das Publikum durch Einschüchterung und Gewaltandrohung vom Besuch des Theaters fern zu halten. Die Entfesselung dieses Skandals hatte offensichtlich ihren Ursprung in jener rassenpolitischen Hetze, die auch zu den bekannten Exzessen in Berlin geführt hat und in der sich nach Hitler das Erwachen der deutschen Seele manifestiert. Mit Kunst und künstlerischen Streitfragen selbst hatte dieser nächtliche Straßenskandal auf jeden Fall nicht das Geringste zu tun.

Der Schauplatz des Dymowschen Werks ist das Neuyorker Neger-Ghetto Harlem, in dessen Enge sich neben dem Gegensatz zwischen der weißen und farbigen Rasse noch alle sozialen und gesellschaftlichen Kontraste entladen, die es in dieser besten aller Welten sonst gibt. Neben der naiv-enthusiastischen Gläubigkeit der schwarzen Proletarier in der Küche des Nachtrestaurants, die auf Erlösung aus sozialer Not und nationaler Entrechtung hoffen, steht breit und lasterhaft die skrupellose Genußsucht des Negermillionärs, deren Grundlage die Ausnutzung der Dummheit und Vertrauensseligkeit seiner Landsleute ist. Aus diesem Stoff hat Dymow im Stil der „Dreigroschenoper" sein Werk gestaltet. Songs und Chöre sind eine stimmungsvolle, oft aber auch sehr grelle und abstoßende brutale Unterstreichung des eigenartigen Milieus, in dem der Tanzrhythmus in Wort und Bewegung der Spieler als sinnvolle, fast unentbehrliche Ergänzung ihrer sonstigen Lebensäußerungen erscheint. Das Publikum konnte sich dem starken und erregenden Eindruck des Werkes nicht entziehen, und wenn nicht einzelne, besonders krasse Episoden einem kleinen, schon mit der Absicht auf Widerspruch ins Theater gekommenen Teil der Besucher Anlaß zu Pfiffen und entrüsteten Zwischenrufen gegeben hätten, wäre ein einheitlicher starker und auch wohlverdienter Erfolg zu verzeichnen gewesen.

Mit großer Einfühlungskraft in den Sinn der Komödie hat Friedrich Brandenburg die Spielleitung geführt, Felix Cziossek die Bühnenbilder gestaltet und Hans Swarowsky die musikalische Leitung durchgeführt. Aus der Fülle glänzend gesehener und durchgeführter Charakterstudien sind vor allem Ernst Heß als Negermillionär und Elsa Pfeiffer als die dirnenhafte Kabarettänzerin, ferner aus der proletarischen Unterwelt der Neger Rudolf Fernau, Mila Kopp, Waldemar Franke, Felix Marx, Fritz Wisten, Martha Künniger, sodann noch ... Dittrich, Kurt Junker und Christian Kayßler als die einzigen wenig erfreulichen Repräsentanten der weißen Rasse vorzuheben. Am Schluß setzte sich nach erbittertem Kampf der Beifall der überwiegenden Mehrheit des Publikums durch und ... Dichter, Komponist, Spielleiter und die mitwirkenden Künstler unzählige Male vor den Vorhang. B. Heymann

*

Auch in Frankfurt Theaterskandal

Im Frankfurter Opernhaus kam es während der Aufführung der Oper „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagoni" von Kurt Weill zu nationalsozialistischen Krawallen. Die Rowdys, ausschließlich jugendliche Theaterbesucher, randalierten zunächst gegen das Stück und warfen schließlich Stinkbomben in das Theater. Die ganze Aktion war offensichtlich vorbereitet. Der japanische Prinz Takamatsu, ein Bruder des Kaisers von Japan, der seit mehreren Wochen in Deutschland weilt und mit seiner Gemahlin die Vorstellung besuchte, verließ infolge des Krawalls das Theater vorzeitig. ... der Demonstranten wurden verhaftet, später jedoch wieder freigelassen. Nach Schluß des Theaters versuchten die Lausbuben einen Demonstrationszug durch die Straßen zu bilden. Die Polizei griff ein und nahm mehrere Verhaftungen vor.

*

Deutscher Republikanischer Studentenbund. Zum dritten Mal hält der deutsche Republikanische Studentenbund in der Zeit vom 23. bis 26. Oktober seine Reichstagung auf der Burg Lauenstein (Ofr) ab. Die innere Verbundenheit der republikanischen Studenten mit den freiheitlich gesinnten Teilen des deutschen Volkes und ihre Kampfstellung gegen die radikalen Elemente kommt in den folgenden der Tagung vorausgestellten Worten zum Ausdruck:

Unseren Kameraden zum Gruß! Unsere diesjährige Lauensteiner Tagung fällt in eine bitter ernste Zeit. Wirtschaftsnot und politische Verzweiflungsstimmung von Millionen deutscher Volksgenossen geben einen schlechten Auftakt für die Arbeit des Reichstags. Für uns entschiedene Republikaner sollte das eine Mahnung sein, fester denn je zusammenzustehen zum Schutz unseres Staates gegen diejenigen, die gewalttätig die Deutsche Republik stürzen wollen, hier mit dem Kampfruf der proletarischen Sowjetdiktatur, dort mit dem Feldgeschrei des faschistischen „Dritten Reiches".

Wir republikanischen Studenten aber wollen in engster Verbundenheit mit dem ganzen freiheitlichen Deutschland den Kampf in doppelter Hingabe an unseren Hochschulen führen, wo heute die deutsche Abart des Faschismus weite Kreise der Studentenschaft in ihren Bann geschlagen hat. Wir sind uns der ganzen Schwierigkeit dieser Aufgabe, zugleich aber auch ihrer Bedeutung für die Zukunft unseres Volkes bewußt. Mag uns auch diesmal wieder Lauenstein den Weg weisen:

„Die Freiheit ist die Republik und abermals die Republik!" (Freiligrath)

Al Capone

Chicagos mächtigster Mann — Der Häuptling der Alkoholschmuggler, der Banden und Spieler.

Von Frank Weber, Chicago.

Er wollte nach St. Petersburg, Florida, gehen und sich dort niederlassen. „Ich wünsche allen meinen Freunden und Feinden fröhliche Weihnachten" — es war Anfang Dezember — „und ein glückliches neues Jahr. Das ist alles, was sie von mir dieses Jahr bekommen." Dann nahm Capones Stimme einen klagenden Ton an, als er fort fuhr: „Ich bin niemals wegen eines Verbrechens bestraft worden. Niemals. Noch nie habe ich jemals einen anderen verleitet, ein Verbrechen zu begehen. Ich stelle mich nicht als Säulenheiligen hin, aber niemals habe ich jemanden getötet. Jetzt bin ich in der ganzen Welt als Gorilla-Millionär bekannt. Eine Frau in England schrieb an mich, ich sollte hinüber kommen und einige ihrer Feinde töten. Und ich bin beständig belagert wegen Geld."

Aber er blieb nicht lange in St. Petersburg. Bevor er die Stadt erreichte, war die Kunde schon zu allen Grundeigentümern gedrungen, ihm unter keinen Umständen zu gestatten, Eigentum zu kaufen oder zu pachten. Und als er ankam, war die Polizei so beständig auf seiner Spur, daß er es bald unbehaglicher fand als in Chikago.

Sein nächster Schritt war nach Miami. Zu seiner Ueberraschung war da kein „Empfangskomitee" auf dem Bahnhofe. Der Polizeichef sagte mir: „Wenn Sie eine gewisse Zeit hier sind und sich gut führen, können Sie so lange hier bleiben, wie Sie wollen."

Es war zuviel für „Scarface Al". Er wischte große Freudentränen ab und eilte hinüber nach Miami Beach, um sich einen Bungalow (Landhaus) zu mieten. Aber in zwei Wochen hatte sich schon bei den Beamten ein Sinneswechsel vollzogen. Frauenvereine, Hotels und prominente Bürger protestierten so laut gegen die Anwesenheit einer so bekannten Persönlichkeit in ihrer Mitte, daß der Mayor und der City Manager Capone zu sich kommen ließen und ihm rieten, seine Sachen zu packen und so schnell wie möglich Miami zu verlassen. Zu ihrer Ueberraschung war er einverstanden.

Wohin sollte er nun gehen? Nassau hörte, daß er eine Villa auf den Bahamas-Inseln suchte, und nun protestierte es so laut, daß es über den Ozean zu hören war. Das Gouvernement schob ihn als lästigen Fremden ab, und alle Grundeigentümer weigerten sich, mit ihm zu verhandeln.

Capone sagte nun nichts, sondern handelte. Auf eine geschickte Weise schob er es, eine Villa auf Palm Island bei Miami zu pachten. Als der Handel perfekt war, kehrte er zurück und zog ruhig ein. Dann meldete er dem Polizeichef, daß er zurückgekehrt sei und erwarte, zu bleiben. Das Grundeigentum war nun nicht Sache des Polizeichefs. Er zeigte es dem Solicitor der Grafschaft Dade an. Der Solicitor lud Capone vor sich und sagte: „Die große Mehrheit der Bevölkerung in der Grafschaft Dade wünscht nicht, daß Sie hier bleiben. Um Ihnen und den anderen Unannehmlichkeiten zu vermeiden, will ich, daß Sie Miami verlassen."

Aber Capone war jetzt Grundbesitzer. Seine frühere Sanftmut war jetzt verschwunden. „Ich bin in Miami und beabsichtige zu bleiben," antwortete er. „Und ich würde bis zum obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten gehen, bevor ich ausziehen würde. Ich habe nichts Unrechtes getan, und beabsichtige auch nichts Unrechtes zu tun. Ich habe gar nicht die Absicht, auszuziehen." Als Grundbesitzer hatte Capone Rechte, die die Behörde nicht angreifen konnte. So lange er keines der Gesetze übertrat, konnten sie ihm nichts machen. So blieb Al Capone.

Mr. C. R. Allen war der Eigentümer der sehr feudalen und hochmodernen Villa, die Al Capone aus Chikago mit allen Rechten und Pflichten eines Grundbesitzers auf Zeit mietete. Weder Mr. Allen noch Mrs. Allen hatten eine Ahnung, daß dieser sehr vornehm aussehende Herr Al Capone kein anderer als „Scarface Al" aus Chikago war, und sie glaubten, ihre gesellschaftliche Pflicht getan zu haben, wenn Sie dem offenbar sehr reichen und deshalb auch offenbar sehr vornehmen Manne einen kolossal hohen Mietpreis abverlangten, die Villa verließen und eine Seereise antraten. Als sie an Bord des Schiffes waren, verkündete ein Radiobericht, daß niemand anders als der berüchtigte Chikagoer Bandenführer sich in Miami eingemietet habe. Der Ausflug war den guten Leuten aus Miami ruiniert. Sie nahmen natürlich nun an, daß sie nach Hause kommen und nur noch Reste ihres teueren Kronleuchters vorfinden würden, daß das übrige kaputt geschossen sein würde, und daß das Haus aller Wertsachen beraubt wäre. Sie kabelten sofort an ihren Rechtsanwalt, der die Vertretung des Mr. Allen hatte, er solle mal nach dem Haus gehen. Der Rechtsanwalt machte sich auf und kam gerade auf dem Grundstück an, als eine Gesellschaft von 50 Gedecken gegeben wurde, die er zum guten Teil als zur Miamier Gesellschaft gehörig kannte, ganz respektable Leute, einige waren direkt prominent! Er bekam einen Cocktail vorgesetzt und erklärte diplomatisch, daß er nur zufällig vorübergekommen sei, um sich zu vergewissern, daß alles in Ordnung übergeben worden sei.

Als die Hauseigentümer nach drei Monaten zurückkehrten, war Capone zu einer Gerichtsverhandlung nach Chikago gereist. Frau Capone war mit Freunden auf einige Tage nach Havanna. Das Haus war in allerbester Ordnung, und der Keller enthielt eine sehr schöne Auswahl der besten Liköre. Glas und Silberbestände waren verdoppelt, um den Anforderungen großer Gesellschaften zu entsprechen. Ein Scheck, der jede nur mögliche Einzelheit deckte, war mit dem Ersuchen hinterlassen, daß das Mehr an Gläsern und Silbersachen für zukünftige Bequemlichkeiten angenommen werden möchte. Mr. Allen und Mrs. Allen waren sprachlos.

Eine Woche verging, und es kam eine Telephonrechnung über 780 Dollar für zwei Anrufe nach Chikago. Capone ist ein Mann von wenigen Worten, ausgenommen offenbar, wenn er auf dem Telephon nach Chikago spricht. Als die Eigentümer alles bedachten, hatten sie das Gefühl, daß das ganze Geschäft höchst befriedigend sei.

Fünf Tage darauf kam Mrs. Capone an, schlank, mit ... Manieren, sehr angenehm. „Mein Mann telephonierte mir wegen einer Telephonrechnung," sagte sie. „Wir hatten sie vergessen." Sie legte eine Tausenddollarnote hin.

Mrs. Allen nahm die Rechnung und sagte, daß sie Mrs. Capone einen Scheck über die Differenz von 220 Dollar geben wolle. Mrs. Capone winkte beim Weggang mit der kleinen Hand ab. „Die Sache, das macht ja gar nichts aus. Es wird geradeso die Sache machen. Ich vergaß übrigens Ihnen zu sagen, daß wir in der oberen Etage eine kleine Wanduhr zerschlagen haben."

So angenehm es Capones Vermieter empfunden hatten, „Scarface Al" mal zum Mieter zu haben, so wenig waren die „prominenten" Kreise jeder Art, die Kreise von Miami, von Florida und dem für solche Dinge gar nicht so fernliegenden Neuyork erfreut über die Anwesenheit Capones in Palm Beach. In seinem Hause empfing er, wen er wollte. Es wurde „Sache", in Miami zu seinen Gesellschaften zu gehen, und das Bandentum und die „prominenten" Gesellschaftskreise waren an seiner Tafel, auf seinem Golfplatz und in seinem Tanzsalon in gleicher Weise vertreten. Miami war ein Tummelplatz der Neuyorker und Chikagoer Unterwelt. Die Spielhöllen schossen wie Pilze aus der Erde, und sie ... daß die Behörden dabei mindestens ein Auge zudrückten. Das war das Signal für alle Hochstapler, Schwindler und Spieler. Reiche Leute trafen sich mit Räubern, Bandenmitgliedern und Bummlern. Es gab Hundewettrennen mit offenen Wetten und Boxkämpfe. Stribbling und Sharkey begannen ihren Tanz vor einem Publikum, das ein Gemisch von Gegensätzen war.

(Fortsetzung folgt.)